REISE

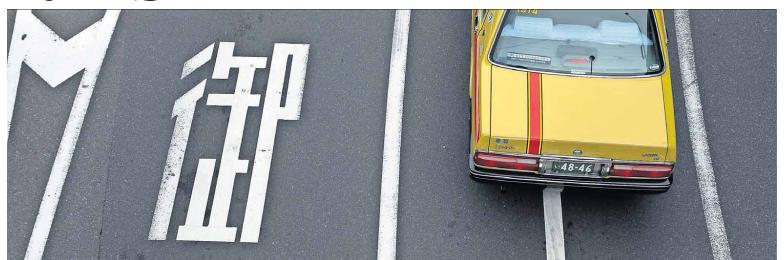
Dornenlady

Die 95-jährige Tätowiererin Whang Od ist die letzte Meisterin auf den Philippinen

Seilbahnsafari

Der spanische Tierpark Cabárceno bietet ganz besondere Aussichten





VON SILKE PFERSDORF

ie Zeichen sehe ich. Ich verstehe sie nur nicht. Manche sehen aus wie einfache Strich-männchen, manche wie durch-einandergewirbelte Baum-

männchen, manche wie durchstämme. Ich sitze in einer Art Snackbar in
Kyoto, vor einer rein japanischen Speisekarte. Hungrig, ahnungs- und vor allem
sprachlos. Meine Bestellung: reine Glückssache. "Fish", sagt der Mann hinterm
Tresen und hebt den Daumen. Fisch ist
gut. Vom Rest lasse ich mich überraschen.
Es gibt genügend Restaurants in Kyoto,
in denen die Gerichte als Plastikattrappen
im Schaufenster stehen. Da muss man
dann nur draufzeigen. Es gibt sie aber
nicht unbedingt in den Seitengassen des
alten Vergnügungs- und Geishaviertels
von Gion. Wo vor kleinen, fast versteckten
Restaurants weiße und rote Laternen im
lauen Wind pendeln. Wo keiner um Touristen wirbt, weil auch sonst reichlich Kundschaft unterwegs ist. Wo man als Gast in
einem schmalen Holzhäuschen gemütlich
am Tresen sitzt und dem Koch beim Brutzeln zuschaut. Im Hinterzimmer zupft
jemand an einer Shamisen, einer Artjapanischer Geise. Das Pärchen mir geeenüber

am Tresen sitzt und dem Koch beim Brutzeln zuschaut. Im Hinterzimmer zupft jemand an einer Shamisen, einer Artjapanischer Geige. Das Pärchen mir gegenüber füttert sich gegenseitig mit Stäbchen. Und prostet mir freundlich zu. Ich lächle und freue mich auf Fisch oder was auch immer. Das Glück, habe ich schon jetzt begriffen, braucht in Japan keine Worte.

Japan ohne Japanisch. Lost in Translation, auf eigene Faust. Im Zentrum Tokios hat das Abenteuer noch Netz und doppelen Boden. Fast alles ist auch mit unseren Schriftzeichen beschriftet, zum Beispiel der U-Bahn-Plan. Das ändert sich schon, sobald man ein wenig mit der grünen Ringlinie um die Stadt kurvt, zum Beispiel nach Nippori, in den uralten Stadtteil Yanaka. Winzige Läden und Gassen, durch die Katzen streunen, ein herrlich uriger Friedn. Schiffbrüchig treibe ich durch ein Meer aus fremden Zeichen. Mein Blick sucht verzweifelt nach einem der ihm bekannten 26 kümmerlichen Buchstaben. Und entdeckt nur Läden, die man betreten muss, um zu kapieren, ob man darin etwas zu essen bekäme, ein paar Zehensandalen oder einen uenen Haarschnitt.

"Can I help you?" Vier Jahre vor Olympia in Tokio boomen im Land die Sprachkurse

Ich habe Durst, und jetzt? Durch eine ge-öffnete Ladentür sehe ich ein Regal mit Fla-schen. Durchsichtig – Wasser, meldet das Hirn voreilig und rät: kaufen, sofort. Das Getränk ist bonbonsüß, der Geschmackssinn ächzt. Das Hirn zieht eine beleidigte Flappe. Um anschließend sofort in Panik zu verfallen: Werden wir jemals zurückfin-den zur Bahnstation? Einfach nur treiben lassen, war vielleicht keine gute Idee, wenn man sich beständig so fühlt wie ein Kind das im Kaufhaus die Mama verloren hat. das im Kaufhaus die Mama verloren hat. Ich frage eine alte Dame mit lila Haaren vorsichtig nach "Nippori?". Sie erklätt mir sofort den Weg, Auf Japanisch. Ich versuche mir die Reihenfolge ihrer Handbewegungen zu merken. Geradeaus, rechts, links. Natürlich komme ich an. Eine Stunde und vier Japaner später, die mir den Weg auch noch erklären mussten. Im Zentrum ist die Sache einfacher. Vor zehn Jahren konnte es passieren, dass Japaner verschreckt wegliefen, wenn ein Tourist sie auf Englisch nach dem Weg fragte. Weil sie Angst hatten, ihn nicht zu verstehen und damit in eine peinliche Situation zu kommen. Vier Jahre vor Olympia in Tokio jedoch bowem die Sprachkurse. "Can I

zu kommen. Vier Jahre vor Olympia in To-klo jedoch boomen die Sprachkurse. "Can I help you?" Da bin ich mitten im rummeli-gen Shibuya, dem Stadtzentrum, an der wohl berühmtesten Kreuzung der Welt. Sechs Zebrastreifen, an jedem ein Men-schenstrom, der bei Grün die Straße flutet. Ebb stebe die mit einem Stadtelbe Illet. schenistoni, der befruht die stable fluter. Ich stehe da mit einem Stadtplan. Und plötzlich mit einem Japaner, der mir zeigt, wo es langgeht. Kreuz und quer nämlich. Der Mann, mit Aktentasche und in dunk-lem Anzug, lat offenbar Feierabend, könn-Dizdigität: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutst, Speliche Veröffentlichung und nicht-private Nutz

Glück ohne Worte



Zeitung GmbH, Münche

te nach Hause gehen. Stattdessen führt er eine Ausländerin einen guten Kilometer weit zum Hachimangu-Schrein, verbeugt sich und wünscht mir eine gute Zeit in Japan. Die habe ich jetzt schon. In diesem Land, ich bin mir sicher, kann mir nichts

Land, ich bin mir sicher, kann mir nichts passieren.

Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt. Hat der Philosoph Ludwig Wittgenstein mal gesagt. Nach Kyoto komme ich trotzdem. Shinkansenfahren kriegen offenbar auch Anfänger hin: In den Ticketbüros der großen Stadtbahnhöfe sprechen sie Englisch, die Beschilderung ist eindeutig. Am Bahnhof von Kyoto gilt es, den Fahrradverleih zu finden. Drei Minuten entfernt, hieß es auf der Infoseite. Nur: in welche Richtung? Der Mann, den ich frage, weiß es auch nicht, und es ist ihm unangenehm. Er will mir trotzdem den Weg zeigen. Ich folge ihm. Zehn Minuten später sind wir wieder am Bahnhof. Er verbeugt sich tief, entschuldigt sich. Und trippelt ganz schnell von dannen. Bei der Touvisteninö im Bahnhof zeichnen sie mir den Weg in den Stadtplan ein. Hätte ich

trippelt ganz schneil von dannen. Bei der Touristeninfo im Bahnhof zeichnen sie mir den Weg in den Stadtplan ein. Hätte ich selbst drauf kommen können.

Zehn Euro etwa kostet das Fahrrad für einen Tag, Kyoto ist flunderflach, die Hügel halten sieh im Hintergrund. 1600 Tempel, 400 Shinto-Schreine. Auf dem Weg zum Goldenen Tempel verfahre ich mich im Gassengewirr. Wie dämlich, wäre ich bloß auf er großen Straße geblieben. Vor einem kleinen Häuschen mit roter Leuchte steht ein Polizist. Köban heißen die Miniwachen, es gibt sie in jedem Viertel. Das hatte ich gelesen. Ich tippe auf mein Ziel im Stadtplan, dern Polizist zeigt abwechselnd nach rechts und links, er erklärt wohl den Weg. Auf Japanisch. Schließlich holt er ein Pahrrad. Bis zur entscheidenden Kreuzung fährt er mit voraus. Von da an geht es tatsächlich nur noch geradeaus.

Man wächst mit seinen Aufgaben: Zwei Tage später bin ich auf dem Weg zum Ten-

Tage später bin ich auf dem Weg zum Tem-pelberg Köya-san. Eindeutig eine Lektion für Fortgeschrittene: Ab Osaka gen Süden bin ich auf Lokalzüge angewiesen. Im Interbin ich auf Lokalzüge angewiesen. Im Inter-net finde ich Wegbeschreibungen, halte mich stur ans Handy-GPS und stehe im Zug. Der ist voll besetzt, aber garantiert richtig, beweist die Zielangabe auf dem Bansteig. Aber im Zug? Ich schaue mir die vielen Anzeigenplakate an, versuche zu raten, wofür sie werben. So musse se sich im Kindergartenalter angefühlt haben. Nix kapieren, die Welt der anderen ist ein Rate-spiel. Ich höre Durchsagen, die ich nicht verstehe. Plötzlich bin ich allein im Zug. Alle steigen aus, keine Ahnung warum. Ein alter Mann radebrecht, gestikuliert. Ich kapiere. Der Zug fährt nicht weiter. Ich ver-stehe nicht mal Bahnhof, stehe aber wieder auf einem. Ein junger Typ erklätr mir in auf einem. Ein junger Typ erklärt mir in ziemlich gutem Englisch, dass der Zug eine Störung hat, dass aber auf dem Gleis gegenüber Ersatz bereitsteht. Verbeugt und ent-schuldigt sich, als hätte er den Zug angehal-

über Ersatz bereitsteht. Verbeugt und entschuldigt sich, als hätter edre Zug angehalten. So viel Reue bringen in Deutschland nicht mal die Angestellten der Bahn bei Kompletaussfäller zustande.

Schweigen ist wunderbar: Auf dem Berg der 117 Tempel sowieso. Er trägt einen anmutigen Nebelschleier, als ich nach zwei Stunden Bummelbahn und Kabinenlift ankomme. Wer keine Worte aufschnappen kann, konzentriert sich automatisch mehr auf Geräusche, Bilder. Das Klappern der holzsandalen, der Geta, auf dem Asphalt. Die Gesänge der Mönche in den Tempeln, das Säuseln des Windes in den Zedern. In den meisten Tempeln kann man übernachten, mit Halbpension sogar. Ich habe über das Internet den Muryoko-in gebucht.

Hier lebt Genso, ein Schweizer, der vor 18 Jahren auf den Köya-san kam. Ein Mann, der gerne erklärt, was hier oben so los ist. In vielen Sprachen. Auch, natürlich, in meiner Muttersprache. Beim Spaziergang über den uralten Friedhof Öku-no-in ist er natürlich dabei. Hunderttausend Steinlaternen und Buddha-Figuren wachen über die Gräber von Priestern Ersten und Samurai, Moos kriecht über Güsten. Zwei Klotüren, zwei Symbole. Ein Würfel auf zwei Beinen oder die ineinander

verkeilten Burnerangs? Ein Mann kommt aus der Würfel-Tür, dann nehme ich ja wohl die andere. Als ich wieder rauskom-me, lacht ein Kind, seine Mutter kichert mit vorgehaltener Hand. War ich doch falsch? Da sehe ich, dass ich noch die Gum-

falsch? Da sehe ich, dass ich noch die Gummischuhe trage, die im Klo-Bereich bereitstehen. Ein Klassiker unter den Fettnäpfchen für Ausländer in Japan. So schnelstehentscheitern Integrationsbemühungen.

Amvierten Tag schaffe ich es nach Hakone, die Bergregion etwa 70 Kilometer hinter Tokio. Ohne weitere Probleme, übrigens. Der Fuji ist brav und zeigt sich mit zwei Zierwölkchen über der Kuppe, die Sicht über die Vulkanlandschaft ist perfekt. Mit meinem Rucksack wandere ich los. Ich will zum Öwakudani-Gijfel, kein Kunststück, nur ein knapp zweistündiger Parcours. Eine alte Dame kommt mir entgegen, ich will nur wissen, ob ich noch richtig

bin, frage "Ōwakudani?". Sie guckt bedauernd, legt den Kopf schief, zieht die Luft ein. Vielleicht hat sie mich nicht verstanden? Sie sagt etwas, kreuzt dann die Hände. Das heißt in Japan "Geht nicht", das habe ich gelesen. In dem Moment kommt ein

be ich gelesen. In dem Moment kommt ein Japanisch sprechender Amerikaner des Weges, erzählt, dass der Pfad ein Stück weiter gespert ist, wegen giftiger Schwefeldimpfe, die gerade austreten. Ich lerne eine Menge: Japaner sind unglaublich höflich. Immer freundlich. Aber nicht unbedingt klar.

Abends liege ich im Onsen meines Hotels. Japaner sind nach den heißen Quellen der Gegend völlig verrückt. Ich bin gerüste: Kippe eimerweise Wasser über mich, als ich auf einem kleinen Holzschemel sitze, schrubbe mich brav und supergründlich, bevor ich hundertprozentig seifenfrei ins eigentliche Becken steige. Die theoreti-

sche Vorbildung hätte ich mir sparen kön-nen: Zwei Schautafeln zeigen die Benimm-regeln im Onsen. Kleine Männchen, die al-

regeln im Onsen. Kleine Männchen, die alles richtig machen. Und alle lächeln zufrieden. Unmissverständlich.
Am übernächsten Abend hat Tokio mich
wieder. Ich fühle mich wie eine Heldin.
Noch einmal wandere ich durch die Stadt
mit ihrem Zeichenwirrwarr. Jedes Zeichen
ein Bild, die Stadt ein Bilderbuch. Ein letze
sMal tippe ich in einem Restaurant in eiener kleinen Seitenstraße auf Worte, die ich
nicht lesen kann. Die Überraschung macht
Spaß, und irgendwie ist ja doch alles verdammt lecker.
Als ich rausgehe, sage ich "arigato". Danke. Das einzige Wort, das ich mir merke
konnte auf meiner Reise. Ein Mann am Tresen klatscht, der Koch hinterm Tresen lobt:
"Good japanese!" Er lacht, Japaner sind

"Good japanese!" Er lacht. Japaner sind

